

Universität in der Stadt - Räume für die Wissensgesellschaft

Kerstin Gothe

(Prof. Dipl.-Ing. Kerstin Gothe, Universität Karlsruhe/KIT_ Fakultät für Architektur, Englerstraße 11, 76131 Karlsruhe, Deutschland, kerstin.gothe@arch.uni-karlsruhe.de)

1 ABSTRACT

Das Verhältnis zwischen Wissensquartieren und Stadt verändert sich. Die Universitäten öffnen sich zur Gesellschaft. Sie gewinnen in der Wissensgesellschaft als Ausgangspunkt technisch-wissenschaftlicher Innovationen an Bedeutung für die Entwicklung der Städte. Die Bedürfnisse ihrer Nutzer wandeln sich. Die Universitäten entwickeln neue Verbindungen zur Stadtgesellschaft, die Studierenden werden von den Städten nicht mehr als Belastung, sondern im Gegenteil als wertvoll für die Stadt beurteilt. In den Wissensquartieren liegen noch unausgeschöpfte Potenziale der Städte.

Die Anforderungen von Studierenden der Universität Karlsruhe untersuchte eine interdisziplinäre Studie über Raumnutzungsmuster aus dem Jahr 2008 (Leitung: Prof. Dr. Michaela Pfadenhauer und Prof. Kerstin Gothe). Für diese Studie protokollierten Studierende über einen Zeitraum von zwei Wochen ihre raumzeitliche Nutzung des Campus in einem strukturierten Tagebuch. Es werden Muster der Campusnutzung erkennbar sowie die Bedürfnisse, Wünsche und Erwartungen, mit denen Studierende an diesen Lernort herantreten. Sie wünschen sich insbesondere die räumliche Nähe von Lernen, Freizeit, Nahrungsaufnahme, Kultur und Entspannung, benutzbare Freiräume, eine eindeutige Erkennbarkeit und Schönheit des Campus und bequeme Möglichkeiten, sich mit dem Fahrrad, dem ÖPNV oder zu Fuss zu bewegen.

Beispielhaft werden einige aktuelle Konzeptionen und Entwürfe für Wissensquartiere dargestellt und daraufhin befragt, welche Faktoren sie bei der Planung in den Vordergrund stellen. Wichtig ist die Einbindung in die Stadt, sowie in den Stadtteil und die Faktoren Nutzungsmischung, Dichte, Gestalt, Verkehr und Freiraum. Abschließend werden offensichtliche Hindernisse für eine Kooperation zwischen Stadt und Universität bei der Planung benannt.

2 WISSENSQUARTIERE IM WANDEL

2.1 Wandel der Universitäten in der Stadt

Im diesem Beitrag geht es um einen Ausschnitt der Städte: die Wissensquartiere. Gemeint sind vor allem Campus-Anlagen bzw. Quartiere, die entweder ganz im Besitz einer Universität sind oder jedenfalls stark von ihr geprägt werden. In letzter Zeit werden auch Firmenareale mit einem hohen Anteil an Forschung und Entwicklung häufig „Campus“ genannt (HÖGER, CHRISTIAANSE 2007). Viele der im Folgenden angestellten Überlegungen gelten für sie sinngemäß, sie stehen aber nicht im Mittelpunkt der Überlegungen.

Das Verhältnis zwischen Campus und Stadt verändert sich. Wurden in den 70er Jahren Universitäten von den Städte eher als Keimzelle für Unruhen und Verursacher von Problemen auf dem Wohnungsmarkt wahrgenommen, so tritt für „Knowledge Cities“, in denen Innovation und die Produktion von Wissen die Ökonomie antreiben, die Leistungsfähigkeit und Anziehungskraft der Universitäten in den Vordergrund.

Denn diese können eine zentrale Rolle für die kulturelle, ökonomische und soziale Entwicklung der Stadt übernehmen: für ein Milieu der „Kreativen“, der Offenheit und Toleranz. Die Stadt kann von einem der lebendigsten ihrer Quartiere profitieren. Dies gilt übrigens ebenso für klassische innerstädtische Universitäten wie für Campusuniversitäten am Rande der Städte.

Die Universitäten öffnen sich: im Zuge der europäischen Integration ist Austausch auf allen Ebenen selbstverständlich geworden: zwischen Grundlagenforschung und unternehmerischen Aktivitäten, zwischen den Disziplinen, zwischen Studium und Wissenschaft. Wettbewerbe wie die Exzellenzinitiative zwingen zum Vergleich.

Da ein großer Teil der Bausubstanz der Hochschulen aus den 50er bis 70er Jahren des letzten Jahrhunderts stammt und erheblichen Erneuerungsbedarf hat, und im Zuge der Umstellung der Studiengänge im Zuge der Bologna Reform mit deutlich veränderten Raumbedarfen zu rechnen ist, kann man hier in den kommenden Jahren mit einem erheblichen Umbaupotenzial rechnen. Hierfür sind die folgenden Überlegungen von Bedeutung.

Der Beitrag ist durch einige der Leitfragen der Konferenz strukturiert:

Geht die Entwicklung hin zu "Wissensquartieren für alle", die zur Stadt hin durchlässig sind, oder wird es "spezialisierte Wissensquartiere" geben, die speziell bestimmte Bevölkerungsgruppen ansprechen?

Einige Aspekte dieser Frage werden beleuchtet durch die Ergebnisse einer Befragung von Studierenden an der Universität Karlsruhe. Sie geben Hinweise über ihre Anforderungen an Wissensquartiere. (2.2)

Wie sieht der Beitrag von Wissensquartieren für die Entwicklung einer intelligenten, nachhaltigen, lebenswerten und integrativen Stadt aus? Dieser Frage wird nachgegangen, indem beispielhaft aktuelle Konzeptionen und Entwürfe für Wissensquartiere dargestellt werden. (3.)

Wie können Planer Wissensquartiere auf ihrem Weg in eine erfolgreiche Zukunft unterstützen? Welche Hindernisse lassen sich identifizieren? (4)

2.2 Anforderungen von Studierenden an ihr Wissensquartier – das Beispiel der Universität Karlsruhe

Die Bedürfnisse von Wissenschaftlern und Studierenden sind im Wandel: Studiengebühren führen dazu, dass Studierende der Universität als Kunden gegenüber treten. Die Bologna Reform verändert Lehrformen und damit auch Raumbedarfe. Die Öffnung der Universitäten zur Öffentlichkeit oder auch der Kurzzeit-Austausch mit ausländischen Studierenden wie z.B. im Rahmen des ERASMUS-Programms erfordern eine rasche und einfache Orientierung auf dem Campus.

In Karlsruhe wurde daher vom Rektor eine Studie in Auftrag gegeben um zu erfahren, welche Anforderungen Studierende heute an ihre Lernorte insbesondere auf dem Campus haben.¹ (GOTHE, PFADENHAUER 2008) Erhoben wurde die raumzeitliche Nutzung des Campus Karlsruhe Süd durch die 63 Studierenden mit Hilfe des Diary-Verfahrens (Paper-Pencil), die über einen Zeitraum von 14 Tagen (und Nächten) ihren Alltag und vor allem ihre Campusnutzung dokumentiert haben. Die Studie basiert auf einem Raumverständnis, das sich nicht in der Betrachtung des geographisch-physischen Raumes erschöpft, sondern auch den sozial konstruierten Raum und dessen Verflechtungen mit dem physischen Raum einbezieht. Das in der Kooperation von Stadtplanung und Soziologie interdisziplinär angelegte Projekt fragte nicht nur nach den benutzten Wegen und Orten sondern ging auch der Frage nach, warum sie als „gut“ oder „schlecht“ bewertet wurden. Ziel war es, auf der Basis der ermittelten Potenziale und Defizite der räumlichen Gegebenheiten Empfehlungen formulieren zu können. Dank des großen Engagements der Studienteilnehmer liegen detaillierte Bewertungen zu insgesamt 137 Orten (Gebäude, Räumlichkeiten und Freiflächen) sowie zu benutzten Verkehrsmitteln, Wegen inclusive ihrer Dauer und Länge vor.

Im Rahmen der explorativen Untersuchung konnten differenzierte Ergebnisse zum einen zu verschiedenen studentischen Typen von Campusnutzern gewonnen werden zum anderen zu Hinweise zu den studentischen Wünschen an Räume und Freiräume des Campus Karlsruhe. Im Folgenden werden die wichtigsten Ergebnisse zum Freiraum und den erwünschten Nutzungen zusammengefasst.

¹ Bearbeitung: Alexa M. Kunz und Daniela Eichholz.



Abb.1: Campus der Universität Karlsruhe, Baustufen (GOTHE, PFADENHAUER 2008)

2.2.1 Studentische Muster der Campus-Nutzung

Zunächst soll der Campus der Universität Karlsruhe kurz dargestellt werden: An der Universität Karlsruhe sind über 18.000 Studierende und rund 3.300 Universitätsmitarbeiter, darunter rund 2.500 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler tätig.

Die Universität ist in Teilen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, zum großen Teil aber in den 50er bis 70er Jahren des 20. Jahrhunderts überwiegend auf ehemals großherzoglichen Flächen unmittelbar zwischen der City, dem Wald und dem Schlosspark errichtet worden. Der Campus hat durch seine Geschlossenheit und seine außerordentlichen Lagequalitäten ein großes Potenzial.²

Es lassen sich stark vereinfacht fünf Muster studentischer Campusnutzung herausarbeiten:

- Für den ‚Homie‘ stellt der Campus einen Ort dar, an dem er sich überwiegend Informationen beschafft, die er zu Hause in Ruhe verarbeitet.
- Der ‚Separator‘ nimmt den Campus als reinen Arbeitsort wahr und trennt Studium und Freizeit auch räumlich strikt voneinander.
- Der ‚Integrator‘ vermischt Studium und Freizeit sowohl auf dem Campus als auch außerhalb des Campus laufend miteinander, für ihn stellt der Campus einen Teil-Bereich seines Lebens dar.
- Der ‚College-Typ‘ ist auf dem Campus mehr oder weniger zu Hause und gestaltet sein gesamtes Leben dort.
- Für den ‚Flaneur‘ stellt der Campus einen Freizeitor dar, zu dem er kommt, um Universitätsflair und studentisches Lebensgefühl zu genießen.

Insgesamt können sich die Raumannsprüche der verschiedenen Typen voneinander unterscheiden, aber auch identisch sein.

Hintergrund dieser Muster dürften neben neuen Anforderungen etwa dem Kompetenzerwerb auch die neuen Medien sein: sie eröffnen den Studierenden neue Optionen: das Studieren kann teilweise vom Campus an andere Orte verlagert werden: z.T. können Vorlesungen bereits online verfolgt werden und man kann durch Zugangsberechtigungen auf Literaturdatenbanken von überall her zugreifen oder auch studienorganisatorische Tätigkeiten wie Terminvereinbarungen und das Recherchieren von Veranstaltungsinformationen mittels Internet erledigen. Außerdem wird der Studienalltag geprägt von einer Vielzahl unterschiedlicher Lehr- und Lernformate, die unterschiedliche räumliche Arrangements vom ‚stillen

² Durch den Zusammenschluß mit dem Forschungszentrum Karlsruhe (FZK) zum KIT ist im vergangenen Jahr ein weiterer großer Campus hinzu gekommen: das Gelände des FZK 10 km nördlich des Campus. Es ist in die hier vorgenommenen Betrachtungen nicht einbezogen worden.

Kammerlein' bis zum voll ausgestatteten Präsentationsraum erfordern. Die Herausforderung ebenso wie das Potenzial für Universitäten unter Rahmenbedingungen einer Wissensgesellschaft liegt darin, diesen verschiedenen Nutzertypen entgegen zu kommen.

2.2.2 Studentische Wünsche an Räume und Freiräume des Campus

Die Teilnehmer der Studie haben sehr differenzierte und offensichtlich abgewogene Urteile über die verschiedenen Räume und Freiräume auf dem Campus abgegeben. Es finden sich kaum Pauschalurteile und das Spektrum von begeistertem Lob bis zu präzise begründeten Negativ-Urteilen für die Räumlichkeiten wurde voll ausgenutzt. Folgende Punkte stehen im Zentrum der Kommentare:

Differenzierte Lernorte: Die Studierenden haben differenzierte Anforderungen an ihre Lernorte. Sie suchen konzentrationsförderliche ebenso wie kommunikationsintensive Orte, sie suchen Orte für die unterschiedlichen Formen des selbstorganisierten Lernens in der Gruppe, für die am wenigsten geeigneter Raum zur Verfügung steht.

Kurze Wege zwischen oder Verbindung von Lernen, Freizeit, Nahrungsaufnahme, Kultur und Entspannung. Dies ist ein wichtiger Punkt bei einem relativ großflächigen Campus, der neben einem Mensastandort lediglich über eine zusätzliche Cafeteria verfügt. Viele der Befragten äußern sich positiv, ja begeistert über ein zentral gelegenes Café, das in studentischer Selbstverwaltung von einem Arbeitskreis Kommunikation und Kultur betrieben wird: „Ein Ort des Lebens – auch abends. Wie toll, dass wir direkt an der Uni Kulturveranstaltungen organisieren können. Und jeder kann sich selbst einbringen.“ Neben einem Ort der Geselligkeit und Erholung ist dies für einige auch ein Lernort, an dem man entspannt arbeiten kann. Die meisten Tagebuchschreiber wünschen sich mehr und länger geöffnete Cafés auf dem Universitätsgelände.

Freiflächen als Aufenthalts- und Lernräume. Sehr positiv werden fast ausnahmslos die Freiflächen, seien es Grünanlagen oder Plätze, bewertet. Soweit möglich werden sie als Orte der Erholung, des Lernens und der Entspannung genutzt. Die Studierenden empfinden sie als eine Aufwertung und Bereicherung des Campus. Interessant ist, dass sie den angrenzenden öffentlichen Schlosspark mental als Teil des Campus empfinden.

Wunsch nach eindeutiger Erkennbarkeit und Schönheit des Campus. Die Teilnehmer an der Studie fühlen sich wohl an Orten, die eine studentische Atmosphäre ausstrahlen, wie z. B. in dem beliebten Mensahof, dem bereits erwähnten zentralen Café oder dem Forum, einer zentralen Wiese auf dem Campus. Auch steinerne Plätze, wie der Ehrenhof, umgeben von gründerzeitlichen Bauten, können ein solches Universitätsgefühl auslösen. Interessant ist, dass es gerade rund um die Gebäude aus den 60er und 70er Jahre eine Reihe von Freiräumen gibt, die nicht besonders positiv hervorgehoben werden. Da keineswegs alle Grün- und Freiflächen sich als Kommunikationsorte eignen und nur wenige Bänke auf dem Campus zu finden sind, zeigt sich hier noch ein erhebliches Entwicklungspotential.

Negativ bewertet wird die ungenügende Erkennbarkeit, Identität der Universität nach Außen, zur Stadt hin, sowie die unübersichtliche Organisation ihrer Eingänge.



Abb. 2: Fotos der befragten Studenten: Ehrenhof, unübersichtliche, schwer erkennbare Zugänge zum Campus, Liegen auf der Wiese am Schloss, (GOTHE, PFADENHAUER 2008)

Vorrang für umweltfreundliche Verkehrsmittel. Das Fahrrad ist in Karlsruhe das Verkehrsmittel der Wahl. Es wird am häufigsten benutzt - sowohl für die Anreise als auch für die Fortbewegung auf dem Campus. Dies

ist auch der zentralen Lage, der guten ÖPNV-Erschließung, dem Befragungszeitpunkt im Sommer und einer restriktiven Politik der Universität und der Stadt dem PKW gegenüber geschuldet. Das Radfahren wird an bestimmten Stellen aufgrund der hohen Radfahrdichte sogar manchmal gefährlich. Der öffentliche Personennahverkehr ist das am zweithäufigsten benutzte Verkehrsmittel. Kritisch wird angemerkt, dass der Campus nicht flächig oder von allen Seiten, sondern lediglich auf seiner Südseite durch den ÖPNV bedient wird. In Folge der innenstadtnahen Lage ergeben sich vielfach Wegeketten: auf dem Weg von oder zur Uni werden sonstige Erledigungen gemacht.

Die Studierenden wählen ihr Verkehrsmittel sehr bewusst und gezielt: Sie nutzen das Fahrrad, den ÖPNV, gelegentlich auch in Kombination, aber durchaus auch ab und zu ein Auto (nicht notwendig das eigene), dann aber gezielt für Wegezwecke oder -kombinationen, bei denen es Vorteile hat.

Fußwege als Kommunikationsstrecken. Tagsüber haben die Wege noch andere Funktionen als die Fortbewegung von A nach B: Viele lassen ihr Fahrrad stehen, wenn sie mit mehreren Leuten unterwegs sind, um unterwegs mit den anderen sprechen zu können.

Je nach individueller Lage haben die Studierenden unterschiedliche Wünsche an den Campus und erwarten auch, dass diese berücksichtigt werden. Sie erleben in anderen gesellschaftlichen Bereichen ein ausdifferenziertes Angebot, wenn z. B. am Bahnhof Radfahrer mittlerweile die Wahl haben zwischen dem kostenpflichtigen, diebstahlgesicherten Fahrradparkhaus, überdachten öffentlichen Abstellplätzen und Mieträdern, und erwarten vergleichbare Angebote auch an der Universität.

So wollen große Studenten sich nicht in enge Sitzreihen zwängen, Studierende im Praktikum möchten auch abends und nachts an der Universität arbeiten können, schnelle Radler wünschen sich freie Fahrt und Genussradler möchten die Aussicht genießen.

2.2.3 Zusammenfassung und Übertragbarkeit

Zusammengefasst äußern die Teilnehmer der Studie den Wunsch nach einem Campus, der vielfältige Möglichkeiten des Lernens in selbstorganisierten Formen, klassischen Lehrveranstaltungen und Internetlernumgebungen zulässt, und darüber hinaus ein geselliges und kulturelles Leben ermöglicht.

Diese Ergebnisse sind nicht ohne Weiteres verallgemeinerbar. Es ist nur eine von mehreren Gruppen an der Universität befragt worden, die räumlichen Gegebenheiten sind in jeder Universität, in jeder Stadt anders. Aber: es ist plausibel anzunehmen, dass die groben Linien, die hier zusammengefasst wurden, auch auf andere Hochschulen übertragbar sind. Darüberhinaus wird deutlich, welchen Ertrag Befragungen der Nutzer für die Weiterentwicklung der Universitäten haben kann. Befragungen der Betroffenen sind ja aus der Stadtsanierung lange bekannt, sind aber bei der räumlichen Entwicklung von Wissensquartieren noch weitgehend unüblich.

3 LEBENSWERTE WISSENSQUARTIERE

Beispielhaft werden im Folgenden Dokumentationen einiger aktueller Konzeptionen und Entwürfe für Wissensquartiere in Wien, Aachen, Zürich, Saarbrücken und Berlin ausgewertet und daraufhin befragt, welche Faktoren sie bei der Planung in den Vordergrund stellen. Dabei werden Ansätze vorgestellt, die die Einbindung in die Stadt, sowie in den Stadtteil und die Faktoren Nutzungsmischung, Dichte, Gestalt, Verkehr und Freiraum besonders berücksichtigen. Die Projekte werden also nicht vollständig sondern lediglich hinsichtlich einzelner Aspekte vorgestellt.

3.1 Einbindung in die Stadt und die Region

Universitäten sind Einrichtungen, die in unregelmäßigen, meist schwer planbaren Schüben wachsen, bzw. schrumpfen. Dies macht ihre Integration in die Stadt nicht einfach. Dieses Problem wurde in den verschiedenen Wachstumsperioden der Städte und der Universitäten unterschiedlich gelöst. Die derzeitige Debatte um den Bau und Umbau von Universitäten ist erstaunlich geschichtsvergessen gegenüber den in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts geführten Diskussionen. (JESSEN 2004)

Die *Stadt Wien* hat in einem Gutachten gemeinsam mit den Universitäten der Stadt die aktuellen Flächenanforderungen für die nächsten zehn Jahre abgeschätzt und zwar unter Berücksichtigung der spezifischen Standortforderungen einzelner Einrichtungen (STADT WIEN 2007). Ziel ist, Entscheidungen vorzubereiten über Standortkonsolidierungen bzw. die Entwicklung neuer Standorte.

Interessant ist die Methodik, mit der baubestandsbezogene Daten und städtische Analysen verknüpft werden: So wurden Flächen geringer und hoher Frequenz sowie Flächen nach überwiegender Nutzergruppen (Personal oder Studierende) differenziert. Die Gebäude der Universitäten wurden in Gebäudetypen unterschieden, etwa: „Uni klassisch“ mit hoher Frequenz im Vergleich zur Geschossfläche. (Institutsräume, Hörsäle, Seminar- und Übungsräume, Verwaltung, Mensa, ergänzende Funktionen wie Labors). Dieser Typ ist geeignet für integrierte Standorte, lässt sich in bestehende Stadtstrukturen eingliedern und stapeln. Im Gegensatz zu diesen haben die „Uni-Groß- und Sonderbauten“ wenig Frequenz im Vergleich zur Geschossfläche. Hier sind Labors, Versuchsanlagen, Spezialhallen und –flächen, Freianlagen, Testcenter, Reaktoren etc. untergebracht, die für die experimentell forschenden Fakultäten von zentraler Bedeutung sind; diese Funktionen sind oftmals an den Standorten von Typ „Uni klassisch“ integriert und führen dort zu Platzproblemen und damit zu der Überlegung, den Gesamtstandort einer Universität zu verlagern. Als Standort für diesen Gebäudetyp bieten sich Bereiche an, die weniger integriert sind.

Schließlich werden Standortanforderungen der verschiedenen Gruppen an der Universität ermittelt. Aus dem Vergleich mit Universitäten anderer Länder wird eine Art Marke für die Wiener Wissensquartiere entwickelt.

3.2 Einbindung in den Stadtteil

Unter Einbindung in den Stadtteil kann die Kooperation und Verflechtung, aber auch eine bessere Zugänglichkeit für Fußgänger und mit dem ÖPNV verstanden werden:

So wurden in *Wien* im Rahmen des bereits erwähnten Gutachtens Verflechtungszonen der existierenden Uni-Standorte für mögliche Erweiterungen, für Kooperationen mit Spin-Offs, für unibezogene Dienstleistungen benannt und für diese dann gemeinsame Planungsrunden etabliert mit den Themen Immobilienentwicklung, Verkehr, Freiflächen, Kultur. (STADT WIEN 2007)

In *Aachen* sieht ein Rahmenplan für die Entwicklung des Campus an der RWTH klare und großzügige Neugestaltungen der Zugänge vor, die zum Betreten des Campus einladen sollen. Stadtstraßen, die den Campus queren, werden dort, wo sie Eingang und Auftakt zur Hochschule sind, in platzartige Situationen umgebaut, in denen der Autoverkehr sich in die Belange der übrigen Straßennutzer gleichberechtigt eingliedert, aber nicht mehr bevorrechtigt ist.

Die *ETH Zürich* hat sich mit der Universität, dem Universitätsspital und dem Kunsthaus Zürich zusammengeschlossen, um eine gemeinsame Bildungs- und Kulturmeile in der Innenstadt zu entwickeln. Sammlungen der Hochschule sollen öffentlich gemacht werden, eine Flanierstraße und großzügige Freiräume sollen die Attraktivität des Hochschulareals steigern. (HÖGER 2008)

3.3 Entwicklung des Wissensquartiers hinsichtlich Nutzungsmischung, Dichte, Gestalt, Verkehr, Frei-raum

Nutzungsmischung. Die Idee, Universitätsnutzungen bewusst mit anderen ergänzenden Nutzungen zu mischen, ist nicht unumstritten: Die in sich geschlossene Anlage hat den Vorteil einer größeren Ruhe, Abgeschlossenheit, Kontemplation, sie bietet Möglichkeiten des Wachsens, Freiheiten der Planung. Ein bewachter Campus bietet außerdem Freiheiten der Nutzung auf dem Gelände. Die Integration des Wissensquartiers in die Stadt dagegen bietet Möglichkeiten der Begegnung. Universitäten und die Städte, in denen sie liegen, können wechselseitig voneinander profitieren: die Städte durch ein leistungsfähiges, attraktives, dynamisches Ausbildungsangebot und die Universität durch die Einbettung in ein attraktives vibrierendes städtisches Ambiente. Es gibt Synergie-Potenziale. In innerstädtischen Wissensquartieren, wo die Universität mit der Stadt verflochten ist, ist dies ohnehin der Fall, führt jedoch auch von Fall zu Fall z.B. in Freiburg zu Konflikten – etwa mit einer lebhaften innerstädtischen Platznutzung.

Es kommt also darauf an, dass diese Mischung bewußt ausbalanciert und gesteuert wird: je nach Standort, Umfeld, Lage in der Stadt wird sie sehr unterschiedlich aussehen. Denn eine klösterliche Abgeschlossenheit von Universitätsstandorten ist zwar meist nicht mehr das Ziel, aber doch ein Quartier, das sich deutlich von anderen Teilen der Stadt absetzt. Für viele Universitätsverwaltungen ist die Idee der Nutzungsmischung allerdings ein neuer und äußerst ungewohnter Gedanke.

Am *Stadtrand von Zürich* beruht der Masterplan für den ETH-Campus Höggerberg auf der Überzeugung, dass Qualität nur durch Vielfalt und Differenzierung in der Nutzung sichergestellt werden kann. Neben

Lehre und Forschung wird es hier in Zukunft auch Wohnen geben; Museen, andere Kultureinrichtungen und viele unterschiedliche öffentliche Freiflächen sollen dem Campus zu einem „Stadtquartier für Denkkultur“ transformieren. (CHRISTIAANSE, SCHNEIDER 2008)

Dichte. Viele Wissensquartiere können noch verdichtet werden.

Die Technische Universität in *Wien*, die zunächst teilweise an den Stadtrand verlagert werden sollte, entschied sich für eine Verdichtung am Standort unter dem Schlagwort „TU University 2015“. 250 Millionen Euro sollen hier für die Reorganisation und Nachverdichtung der Universitätsbauten investiert werden. (TU WIEN 2009)

Auch in *Saarbrücken* macht der Rahmenplan für den Campus der Universität des Saarlandes Vorschläge zur Verdichtung des Kernbereiches: auf einem ehemaligen Exerzierplatz soll ein zentrales Forum mit Café, Geschäften und Bushaltestelle entstehen. Dafür ist ein neues Parkierungskonzept die Voraussetzung. Im Randbereich gleicht der Campus im Stadtwald dagegen einer locker mit Gebäuden und Bäumen durchsetzten Parklandschaft (THOMANEK 2008). Dem Wildwuchs von Bäumen und Sträuchern wird Einhalt geboten.

Gestalt. Universitäten nutzen Architektur als Zeichen ihrer Corporate Identity. Sie wollen damit Zeichen nach innen und nach außen setzen. Damit verlassen sie vielfach eine Haltung der vergangenen Jahrzehnte, die sie im Stadtraum zuweilen kaum erkennbar werden ließ – eine Haltung, die durch die genormten Hochschulbausysteme der 60er und 70er Jahre gefördert wurde.

An der *Freien Universität Berlin* ist der Neubau der Philologischen Bibliothek von Norman Foster mittlerweile zum Aushängeschild der FU geworden. („The Brain“) Zusammen mit dem umgebenden Gebäudekomplex aus den 1970er Jahren veranschaulicht das 2005 eröffnete Bauwerk zwei entgegen gesetzte Haltungen der (Hochschul-)Architektur. Auf der einen Seite repräsentiert die „Rostlaube“ das Streben nach flachen Hierarchien, Freiheit und Gleichheit, das sich baulich ausdrückte in einem Netz aus Gängen und Räumen ohne festgelegte innere Ordnung. Auf der anderen Seite bedient die Kuppel von Foster den Wunsch nach Zeichenhaftigkeit, Markenbildung und Identität. (KLEILEIN 2005, GEIPEL 2005)

In *Aachen* wurde 2008 ein zentrales Universitäts-Gebäude der RWTH als Pendant zum Kaiserdom errichtet: der „Super C“ benannte Neubau mit einem weit auskragenden Dach direkt neben dem Hauptgebäude der RWTH beherbergt zentrale Dienstleistungen wie Studierendensekretariat, Auslands- und Prüfungsamt und wendet sich der Stadt und Dom zu. Ein neuer grüner Freiraum vor dem Gebäude, das auch Räume für externe Veranstaltungen bietet, unterstreicht zusätzlich die gewünschte Anbindung der Hochschule an die Innenstadt. (STADT AACHEN 2007)

So wurden vielerorts in den vergangenen Jahren gute und interessante Universitätsgebäude errichtet. Die konzeptionelle Verbindung dieser Lösungen zu einem städtebaulichen Gesamtkonzept ist jedoch noch die Ausnahme.

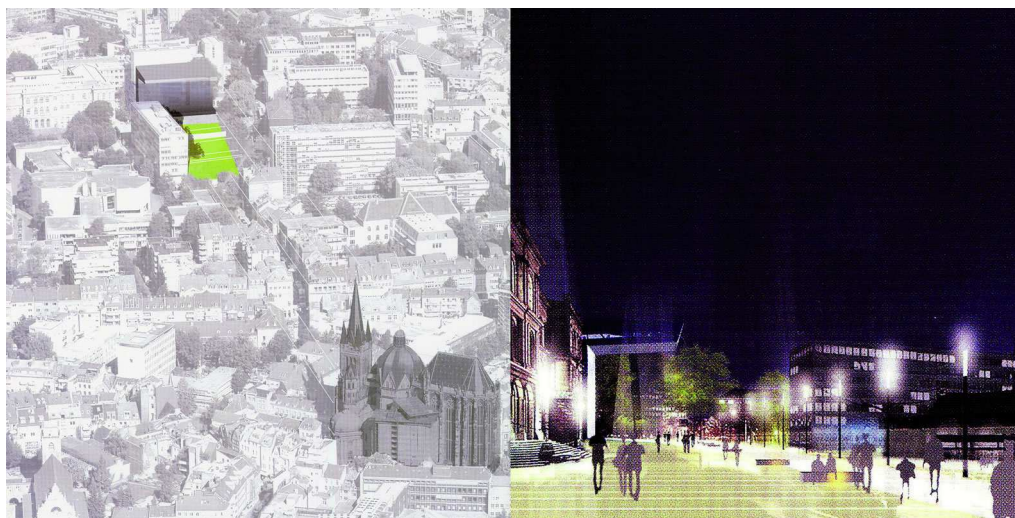


Abb. 3: Neue Stadträume als Gegenüber zu Stadt und Dom
(STADT AACHEN 2007, Abbildungen Rehwaldt Landschaftsarchitekten)

Verkehr. Die Balance zwischen qualitätvollen Aufenthaltsräumen und Freiflächen, Bewegungsräumen für den Fahrradverkehr und der Fußgänger-Verkehr und dem ruhenden und fahrenden Autoverkehr muss immer

wieder neu gefunden und definiert werden. Neu gestaltete Wissensquartiere betonen Freiräume für Fussgänger und Radfahrer und steuern PKW-Verkehre eher restriktiv.

In *Aachen* soll der Fahrverkehr auf den Straßen im Gebiet der RWTH reduziert werden. Um dies deutlich zu machen, verbinden z.B. vorhandene Plätze über die angrenzenden Straßen hinweg die gegenüberstehenden Gebäude miteinander und die Straßenfahrbahn tritt in ihrer Erscheinung zurück. Sie werden als zusammenhängende, höhengleiche Flächen ausgebildet, die alle Verkehrsteilnehmer gleichberechtigt nutzen. (STADT AACHEN 2007)

Freiflächen. Die Aufwertung von Freiflächen als Orte der Begegnung, des Rückzugs, der Unterhaltung, des Sehens und Gesehen werdens ist bereits in den vorangehenden Punkten angesprochen worden. Sie wird unterstrichen durch die Ergebnisse der Befragung. Fusswege sind bewusst gestaltete Kommunikationszeiten und -orte. Sitzplätze im Freien werden nach unseren Beobachtungen bis weit in den November hinein genutzt. Man wird Freiflächen für die Gesamtwirkung eines Wissensquartiers kaum überschätzen können.

In *Aachen* wurde in einem Rahmenplan für die Campuserwicklung ein System von Freiflächen entwickelt, die überdimensionierte Erschließungsflächen gliedern und abgenutzte oder ungestaltete Außenanlagen gestalten soll: weitläufige „Campus Greens“, Multihöfe und „grüne Nischen“. (STADT AACHEN 2007)

Das Orientierungssystem ist in reinen Hochschulquartieren immer noch vielfach grotesk nutzerunfreundlich, da es auf dem Raumverzeichnis und der Gebäudenummerierung der Universitätsbauverwaltung aufbaut und sich nicht an den Wahrnehmungen von Besuchern orientiert.

Geändert werden kann dies, wie die Universität des Saarlandes in *Saarbrücken* zeigt: Hier wird statt der bisherigen chronologischen Nummerierung der Gebäude eine hierarchische Gliederung in Bereich / Gebäudeensemble / Gebäudenummer zugewiesen, wobei jeder Bereich eine andere Farbe erhielt. Oberstes Ziel ist die leichte und schnelle Orientierung auf dem Campus. (VEAUTHIER 2004)

Mit diesen Beispielen sollen Themenfelder illustriert werden, die sich durch die Rahmenpläne von Wissensquartieren „durchziehen“. Es darf nicht als „Rezeptbuch“ missverstanden werden. Vollkommen ausgeblendet wurde zugunsten der quartiersbezogenen Fragestellungen der sehr wichtige Bereich der energetischen und haustechnischen Ertüchtigung der Bauten, Fragen ihrer inneren Organisation der Gebäude selbst.

4 KOOPERATION VON UNIVERSITÄTEN, UNIVERSITÄTBAUÄMTERN UND STADT-PLANUNG

Universitäten und die Städte, in denen sie liegen, können wechselseitig voneinander profitieren. Die Städte gewinnen durch ein leistungsfähiges, attraktives, dynamisches Ausbildungsangebot. Dass man junge Menschen in den öffentlichen Räumen wahrnimmt, kann angesichts alternder Stadtgesellschaften zu einem Standortvorteil werden. Die Universität profitiert durch die Einbettung in ein städtisches Ambiente, durch Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten, kulturelle Angebote und Unterhaltung.

In Deutschland treffen hier verschiedene Verwaltungsebenen aufeinander: Universitäten sowie Universitätsbauämter des Landes und Stadtverwaltungen der Kommune, die im Umgang miteinander Offenheit hinsichtlich liegenschaftlicher Fragen, geplanter Investitionen, Erweiterungs- und Umnutzungsplänen nicht gewohnt sind. Die Chance, Potenziale zu entdecken, die die Stadt für die Universität und die Universität für die Stadt hat, wird daher häufig noch nicht genutzt. „Bislang sind aber die Annäherungen zwischen den Institutionen Universität und Stadt sehr langwierig und eher mühsam. Planungen von Universitäten haben notwendigerweise zunächst die innerbetriebliche Optimierung von Abläufen zum Ziel, selbst wenn sie eindeutig städtebauliche Bezüge hat. Die Verknüpfung mit dem städtischen Umfeld ist häufig bescheiden.“ (ZIEGENBEIN 2007, 307)

Die Kooperation ist aus zwei Gründen schwierig:

1. Universitäten sind Organisationen, die die ihnen zur Verfügung stehenden Räume ständig an sich verändernde Rahmenbedingungen anpassen müssen. Fakultäten werden geschlossen, andere neu eröffnet, Forschungsgruppen benötigen neue Räume oder Einrichtungen. Studierendenzahlen verringern oder vergrößern sich, damit auch der Raumbedarf, den sie erzeugen. Universitätsbauämter haben zahlreiche inneruniversitäre Aspekte und Wünsche zu berücksichtigen. Sie verhalten sich wie die

Liegenschaftsabteilungen großer Firmen, für die eine Abstimmung mit der Stadt im Wesentlichen ein zusätzlicher Sachzwang ist, den es lieber zu vermeiden gilt.

2. Jede der Institutionen muss ihre Entscheidungen innerhalb eigener Gremien abstimmen, die einer Abwägung der eigenen Zielsetzungen und Schwerpunkte mit anderen skeptisch gegenüberstehen. Dem Aufwand einer Kooperation steht zunächst kein erkennbarer Gewinn an Qualität gegenüber. Skepsis besteht weiterhin gegenüber einer Beteiligung der Öffentlichkeit bzw. der Nutzer.

Es wäre interessant zu untersuchen, unter welchen Bedingungen und mit welchen Ergebnissen gelungene Kooperationen entstehen und es erscheint lohnend, die Entstehung solcher Kooperationen durch durch Information über gelungene Ergebnisse oder entsprechende Programme und Finanzierungsaufgaben zu fördern. Die TU Wien betont jedenfalls, dass eine wichtige Voraussetzung für die Entscheidungen zum Um- und Ausbau des innerstädtischen Standortes die 2004 durch das Universitätsgesetz erlangte weit reichende Autonomie der Universität war.

5 CONCLUSION

Das Verhältnis zwischen Wissensquartieren und Stadt verändert sich. Die Universitäten öffnen sich zur Gesellschaft. Die Bedürfnisse der Nutzer wandeln sich und die Gewichte verschieben sich.

In einer Befragung äußerten Studierende den Wunsch nach der Berücksichtigung individueller Wünsche, insbesondere hinsichtlich differenzierter Lernsituationen, nach einer räumlichen Nähe von Lernen, Freizeit, Nahrungsaufnahme, Kultur und Entspannung, den Wunsch nach eindeutiger Erkennbarkeit und Schönheit des Campus und nach bequemen Möglichkeiten, sich mit dem Fahrrad oder zu Fuss zu bewegen.

Beispiele für den Umbau von Wissensquartieren, die diese Bedürfnisse berücksichtigen gibt es bereits. Kooperation zwischen der Stadt, der Universität und den Universitätsbauämtern gibt es bereits, aber sie sind oft noch schwierig.

„Die Kooperation zwischen Wirtschaft, Senat, Bezirken und Hochschulen braucht ein Management und dies ist ... auch eine Frage des persönlichen Engagements. Universitäten müssen sich vernetzen wollen und die öffentliche Hand, die Politik muss Türen öffnen“, so die Senatsbaudirektorin Regula Lüscher auf dem Stadtforum mit dem Thema: „Mittendrin und doch am Rand? Hochschulstandorte in Berlin“ am 10.03.2008. Nur dann könne es gelingen, die vielen unterschiedlichen Standorte in Berlin mit ihrem genuinen und spezifischen Umfeld zu verknüpfen und sie dadurch in ihrer Eigenheit und Eigenart, ihrem speziellen Charakter weiter zu entwickeln. Nur dann werde die Wissensstadt im Stadtkontext auch wahrnehmbar.

6 REFERENCES

- CHRISTIAANSE, Kees /SCHNEIDER, Ute: Science City – Masterplan für Hönningerberg. In: Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur e.V. (DGGL), Hg.: Garten + Landschaft, Zeitschrift für Landschaftsarchitektur, Heft August 2008 „Campus“, S. 18-21. 2008
- ELBE, Judith, WILHELM, Martin, GOLDSCHMIDT, Julia: Der Campus. Zur Zukunft deutscher Hochschulräume in internationalen Vergleich, Darmstadt, ZITpublik 20/04
- HÖGER, Kerstin, CHRISTIAANSE, Kees (Hrsg.): Campus and the City: Urban Design for the Knowledge Society, Zürich, 2007
- HÖGER, Kerstin: Campus und Stadt – eine neue urbane Realität. In: Garten + Landschaft, Zeitschrift für Landschaftsarchitektur, Heft August 2008 „Campus“, S. 11-15.
- GEIPEL, Kaye: Der Grundriss als Aufputzmittel. Kampf mit der polyzentrischen Struktur der Sechziger Jahre. In: Bauwelt, Heft 34/2005, S. 22-27.
- JESSEN, Johann: In die Jahre gekommen – Neue Universitäten als Städtebauexperimente, in: IGGERS, Georg, SCHOTT, Dieter, SEIDLER, Hanns, TOYKA-SEID, Michael (Hrsg.): Hochschule – Geschichte – Stadt. Darmstadt 2004, S. 365 ff.
- KLEILEIN, Doris: Implantat. Philologische Bibliothek der Freien Universität in Berlin-Dahlem. In: Bauwelt, Heft 34/2005, S. 14-21.
- O. V. : Institut für Biotechnologie in Turin. In: DETAIL, Heft 2008 1/2, S. 66-70.
- GOTHE, Kerstin, PFADENHAUER, Michaela: My Campus Karlsruhe – Räume für die Wissensgesellschaft. Bearbeitung: Alexa Maria Kunz, Daniela Eichholz. Unveröffentlichtes Manuskript Karlsruhe 2008
- SCHÜRKAMP, Bettina: More is more vs. Less is more. McCormick Center auf dem IIT Campus, Chicago. In: Bauwelt, Heft 47/2003, S. 28-35
- STADT AACHEN, Dezernat III, Planung und Umwelt, Hg.: RWTH Campus Innenstadt – Masterplan, Freiraumentwicklung. Aachen 2007.
- STADT WIEN: Städtebauliches Standortkonzept für Universitäten in Wien, Vorabzug einer Studie im Auftrag der Stadt Wien/MA 18, 04/2007 unveröffentlicht, Autoren: Hans Emrich und Norbert Erlach
- THOMANEK, Karl: Zwei Campusanlagen, eine Strategie. In: Garten + Landschaft, Zeitschrift für Landschaftsarchitektur, Heft August 2008 „Campus“, S. 16-17.
- TU WIEN 2009: <http://www.univercity2015.at> (Abruf vom 15.01.2009)

- VEAUTHIER, Andreas: Der neue Weg durch den Campus. In: Universität des Saarlandes, Hg.: campus – Die Universitätszeitschrift, Ausgabe 4 Oktober 2004, online verfügbar unter <http://www.uni-saarland.de/verwalt/presse/campus/2004/4/5-neue-wege-f.html> (letzter Zugriff 24.09.2008).
- ZIEGENBEIN, Britta: "Universität als Stadtbaustein - Potenziale einer wissensbasierten Stadtentwicklung in den neuen Bundesländern". Dissertation 2007
- Competitive Campuses - Exploiting the European Advantage through Planning Strategy and Design - The Challenge for European Universities, International Conference, Trondheim, Norway, June 13-15, 2007